

# Sächsische Dorfzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.

Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt, für die Ortshauptmannschaften des kgl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden, Tharandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Küster in Dresden.

Inserate werden bis Montag, Mittwoch u. Freitag Mittag angenommen und kosten: die 1. Spalte 15 Pfg. Unter Eingelaudt: 30 Pfg.

Inseraten-Annahmestellen: Die Arnoldische Buchhandlung, Invalidenbank, Haackstein & Bogier, Rudolf Wöste, G. v. Taube & Co. in Dresden, Leipzig, Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M. u. s. w.

Nr. 14.

Donnerstag, den 2. Februar 1888.

50. Jahrgang.

## Abonnements-Einladung.

Bestellungen auf die „Sächsische Dorfzeitung“ für die Monate Februar und März nehmen alle kaiserlichen Postanstalten und Postexpeditionen, sowie auch alle Landbriefträger gegen Vorausbezahlung von 1 Mark entgegen.

Bereits erschienene Nummern werden, soweit möglich, nachgeliefert.

Die Verlags-Expedition.

## Politische Weltchau.

**Deutsches Reich.** In der russischen Presse macht sich immer deutlicher das Bestreben bemerkbar, bei der österreichischen Regierung die Politik Deutschlands zu verdächtigen und so zwischen den beiden verbündeten Staaten Zwietracht zu säen. In einem „Krieg oder Frieden“ überschriebenen Artikel weist die „Moskowskaja Wjedomost“ darauf hin, daß, obwohl sämtliche Mächte versichern, sie wünschten die Erhaltung des Friedens, sich trotzdem der politische Horizont immer mehr verdüstere. Deutschland wolle — so schreibt das Blatt weiter — seinerseits allerdings keinen Krieg führen, dagegen würde es gern einen Krieg Oesterreichs mit Rußland sehen. In Wien wäre man thöricht, wenn man nicht bei passender Gelegenheit zu Rußland übergehen und die lästige Vormundschaft Deutschlands abschütteln wollte. Nicht nur Frankreich, auch Oesterreich habe an Deutschland Revanche zu nehmen. Denn habe man die österreichische Monarchie auch nicht ganz ausgeplündert, so habe man sie doch aus dem civilisirten Europa hinausgedrängt. Der Fehler, welchen Deutschland begangen, indem es 1871 Elsaß-Lothringen annektirt habe, wäre die Ursache zu einem festen Bündnisse zwischen Frankreich und Rußland gewesen, ein Bündniß, das heute noch bestehe und welches nur dann gelöst werden dürfte, wenn Preußen aufhöre, über Deutschland zu herrschen. Vesteres wolle jetzt seinen damals begangenen Fehler wieder gut machen, indem es Oesterreich und Rußland gegen einander zu verkehren suche. Aber Oesterreich werde, wenn es nicht den Verstand verliere, den eigenen Willen mit dem Rußlands in Einklang zu bringen wissen und dadurch eine auf dem Fundamente gesunder Selbstständigkeit beruhende Großmachtsstellung gewinnen. Alle von Preußen drohenden Gefahren verschwinden, sobald es gelänge, die Interessen Oesterreichs, Rußlands und Frankreichs zu vereinigen. Dadurch wäre auch die

Möglichkeit der Herstellung des von Preußen gestörten europäischen Gleichgewichtes gegeben. Erst nachdem dies geschehen, könne in Europa ein dauernder Friedenszustand eintreten und der unerträgliche Druck gehoben werden, der jetzt insolge der allgemeinen Kriegsbereitschaft auf dem wirtschaftlichen Leben der europäischen Länder lastet. Zu diesen Ausführungen des russischen Blattes bemerkt nun die offizielle Wiener „Presse“: „Um in Rußland das „heilige“ Feuer des Hasses gegen Deutschland zu unterhalten, scheut man vor den plumpesten Erfindungen nicht zurück. Es mag ja auf russische Leser nicht ohne Wirkung bleiben, zu erfahren, daß Deutschland bemüht sei, Oesterreich in einen Krieg mit Rußland zu verwickeln. Aber wie man in einem Artikel, der augenscheinlich nicht für russische, sondern für auswärtige Leser bestimmt ist, derartige Verdächtigungen aussprechen kann — das erscheint uns geradezu unerklärlich. Wenn irgendwo, so weiß man in Oesterreich, daß die deutsche Diplomatie jederzeit bemüht war, zwischen den Kabinetten in Wien und Petersburg in friedlichem Sinne zu vermitteln. Was die „Moskowskaja Wjedomost“ von den Eroberungsgelüsten Preußens sagt, ist ein altes abgedroschenes Lied der Moskauer Vogelfänger, für dessen Tendenz Niemand mehr Ohren hat. Wir knüpfen diese Bemerkungen an den obigen Artikel, nicht um die Behauptungen des russischen Blattes zu widerlegen — das wäre zwecklos — sondern um endlich unsere Leser über die Denkungsart und Pläne der Russen aufzuklären.“

In seiner Sitzung am Montag führte der Reichstag endlich die erste Lesung des Socialistengesetzes zu Ende. Zunächst ergriff an diesem Tage der socialdemokratische Abg. Bebel zu nachstehenden Ausführungen das Wort: „Als vor ungefähr 6 Wochen bekannt wurde, daß in dem Gesekentwurf, betreffend die Verlängerung des Socialistengesetzes, auch bedeutende Verschärfungen desselben enthalten seien, machte sich in der gesammten deutschen Presse ohne Unterschied der Parteizugehörigkeit eine allgemeine Ueberraschung bemerkbar. Man nahm selbstverständlich an, daß, wenn so exorbitante Verschärfungen, wie z. B. die Expatrirung eine ist, eintreten sollten, die Bundesregierungen ihre ganz besonderen Gründe dazu haben müßten. Die offizielle Presse, von der man ja gewöhnlich annimmt, daß sie besser unterrichtet ist als andere Blätter, behauptete damals, daß die Bundesregierungen die vorgeschlagenen Verschärfungen genügend motiviren würden. Es hieß ferner, daß der Entwurf noch vor Weihnächten an den Reichstag gelangen sollte. Zum allgemeinen Erstaunen geschah dies aber nicht, vielmehr verlaute plötzlich die Vorlage sei auf den Widerpruch verschiedener Bundesstaaten gestochen. Der Grund hier-

für dürfte in der sonderbaren Thatsache zu suchen sein, daß die Motive, mit denen die Regierung die neue Vorlage begründete, sich als unsichthaltig erwiesen, indem sie einzig und allein auf den unhaltbaren Angaben eines agent provocateur beruhten.“ Redner ging nun näher auf die Handhabung des Socialistengesetzes ein, welche seiner Ansicht nach namentlich im Königreiche Sachsen bezüglich der Loyalität viel zu wünschen übrig lasse. „Ich habe das an mir selbst erfahren“ — fuhr der Redner wörtlich fort — „als ich aus Leipzig, wo ich 20 Jahre lang Bürger war, ausgewiesen wurde. Ost bin ich verurtheilt und durch das Land gehetzt worden, aber nie fühlte ich eine solche Erbitterung, als damals, wo ich wie ein räudiger Hund von Haus und Hof gejagt ward. So wurde durch die Ausweisungen überall Haß gesät, so wurden Tausende von Existenzen vernichtet. Das Socialistengesetz hat ursprünglich, ich will es zugeben, auf unsere Anhänger, auf die Masse konsternierend gewirkt und unsere Armee in alle Winde zerstreut; gerade die ausgewiesenen Berliner Socialdemokraten aber waren es, die dann am meisten für uns gewirkt haben; ihre Agitation hat uns wieder zu ach: ungebietender Höhe emporgeholfen. Gegenüber dieser Thatsache, die man indirekt zugiebt, müßte man den kleinen Belagerungszustand aufheben, wenn man eben Logik hätte. Wie verfährt man überhaupt gegen uns? Sehen wir radikal vor, dann sagt man, man brauche das Socialistengesetz; zeigen wir uns gemäßigt, so erklärt man unsere parlamentarische Wirksamkeit für um so gefährlicher und nimmt wieder das Socialistengesetz in Anspruch. Wie sollen wir diesem Circel enttrinnen? Man weist uns vor, wir hätten uns noch immer nicht als eine sociale Reformpartei entpuppt. Hat aber die Regierung wirklich geglaubt, wir würden uns mit ihrer sogenannten Arbeiterschutzgesetzgebung begnügen? Nein, um uns zu befriedigen — dazu bedarf es weit größerer Concessionen. Was ist denn die ganze staatliche Socialreform mehr, als eine Verbesserung der Armenpflege, welche mit rein socialistischen Ideen eingetauscht wird? Herr von Puttkamer behauptet nun, daß wir Socialdemokraten unsere Ziele auf dem Wege der Gewalt zu erreichen suchen. Gewiß, alle geschichtlichen Entwicklungen brechen sich schließlich gewaltsam Bahn. Das zeigt sich überall, ganz besonders in der Geschichte des Adels; keine Geschichte hat mehr Blut und Greuel aufzuweisen, als diese. Welche Kämpfe hat der märkische Adel z. B. gegen die Hohenzollern geführt? Noch vor kurzem hat ein Mitglied des Herrenhauses — ich weiß nicht, ob Herr von Kleist-Nepow oder Herr von Senff-Bilsack — als es sich um den Erlaß eines sogenannten liberalen Gesetzes

## Feuilleton.

### Die Strander von Erna Doon.

Nach dem Englischen des Family-Gerald von A. R.

(Nachdruck verboten.)

(5 Fortsetzung.)

„Ich will nach dem Strande gehen, um mich nach dem Bracke umzuthun“, lautete die Antwort.

Bei diesem Ausspruche regte sich Margarethe plötzlich aus ihrer apathischen Stellung: „Erlauben Sie, daß ich Sie begleite.“ Mit diesen Worten schritt sie an ihrem Vater und Ferguson vorbei, dem Gaste voran zur Hausthür hinaus. War es Einbildung von dessen Seite, daß es ihm schien, als athmete sie freier, sobald sie die Schwelle ihres Heims hinter sich hatte und als schaute sie ihn mit einem sorgenvoll sprechenden Blicke an, wie wenn sie ihm etwas anvertrauen wolte und es doch nicht wage?

„Ich glaube, Sie hätten dennoch ein besseres Quartier hier in der Nähe haben können“, begann sie endlich scheinbar unbefangen ein Gespräch. „In Kranna zum Beispiel, nur 7 Meilen von uns, sänden Sie ein sehr nettes Gasthaus ganz nahe der Küste.“

„Ich bin zufrieden mit dem, was Sie mir bewilligt haben“, verlegte Castelnau, „oder wünschen Sie, daß ich fortgehe, Margarethe? Bin ich Ihnen lästig? Sie sind die Tochter des Hauses und Sie haben eigentlich kein Wort dazu gegeben, als Ihr Vater in meine Bitte willigte.“

„Rein, Herr, so meinte ich es nicht“, sagte sie, indem sie ihr Antlitz senkrecht wandte, „nur — aber nun kommen wir an den Felsenpfad, wo Sie gestern heraufgetragen wurden, geben Sie Acht, man gleitet leicht auf dem Gerölle aus.“

Bernon Castelnau mußte ein geübter Kletterer sein, denn er erstieg den gefährlichen Abhang beinahe eben so sicher und leichtfüßig, als die gewandte Fischers-tochter; bald hatten sie die Granitwand erreicht, wo gestern Abend die Strander ihr Truglicht aufgesteckt hatten. Mit Anstrengung aller Sehnerven spähten die beiden jungen Leute von hier aus in die weite See und auf die Felsenküste vor ihnen, umsonst — nirgends eine Spur von dem Schiffe, nirgends ein menschliches Wesen lebend oder todt. Margarethe ging weiter, während er an dem röhlichen Gesteine stehen blieb; es war ein eigenthümlicher Anblick, wie die anmuthige Gestalt in ihrer halb irischen, halb ausländischen Tracht zwischen dem Felsgerölle und dem Uferlande dahinschwabte, den klaren blauen Himmel über sich, die langsam dahinwogende See zu ihren Füßen. Castelnau gab sich dem ganzen Rauber des Bildes hin. Endlich bemerkte sie, daß er ihr nicht mehr folgte und lehrte zurück zu ihm. „Ich sah nicht, daß Sie stehen blieben, haben Sie lange gewartet?“

„Es ist schön, hier zu stehen, die Scenerie ist großartig“, erwiderte er, „obwohl die Erinnerung in ihrer vollen Traurigkeit sie mir verdüstert.“

Ihre Augen folgten der Richtung der seinigen. Beide schwiegen im Angesichte der gewaltigen Natur. Plötzlich hob das Mädchen das schöne Haupt zu dem Jünglinge empor, wieder lag der ängstlich forschende Ausdruck in

ihren Augen, dann sagte sie: „Im Dörfchen Erna Doon wohnt Terenz Connor, ein Fischer, er ist ein Freund von mir und thut mir gern alles Mögliche zu Gefallen, er würde Ihre Briefe sicher zur Post befördern.“

„Ich danke Ihnen, indeß, warum sollte ich Ihren Freund belästigen, da Ihr Vater mir so zuvorkommend die Erweisung dieses kleinen Dienstes anbot? Hören Sie nicht, wie er davon redete?“

„Gewiß, Herr, ich weiß — allein — er ist alt, alte Leute vergessen zuweilen — natürlich, wie Sie wollen, ich meine nur —“

Sie hielt inne; auch Castelnau dachte einen Augenblick nach, plötzlich durchzuckte es ihn wie Schmerz, dann neigte er sich schnell zu dem Mädchen nieder und sagte mit einem Anflug von Schmerz in der Stimme, obgleich es ihm schwer wurde, den Ton anzuschlagen: „Wünschen Sie, daß Terenz auf diese Weise in Ihr Haus kommt, oder kann ich ihm und Ihnen dadurch eine Gefälligkeit erweisen, so werde ich gern —“

Er vollendete den Satz nicht, Margarethe warf heftig den Kopf zurück und sah ihm mit einem Blick in die Augen, der ihm deutlich sagte, sie sei eine Lady, trotzdem sie am Abend vorher dies so entschieden verneint hatte.

„Nicht um Terenz willen oder um meinethwillen bat ich Sie“, sprach sie und ihre Stimme zitterte. „Terenz ist mir nichts und kann mir nichts sein, ich achte ihn als einen braven zuverlässigen Mann und habe ihn gern, wie man vielleicht einen Bruder lieb haben mag, weiter nichts.“

„Vergeben Sie mir“, suchte Bernon mit innerer